

Aus der Geschichte für die Zukunft lernen: Diakonische Praxis als Frucht geistlicher Gemeinschaft

Beitrag zu einem Seminar bei der Tagung »Den Himmel erden – Gemeinden diakonisch entwickeln« der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste am 2. März 2012 in Berlin

Ein Blick in die Kirchengeschichte zeigt: Diakonie konnte Kirche und Gesellschaft oft entscheidende Impulse geben, wenn sie in ihrem Kern von geistlichen Gemeinschaften getragen wurde. Wie können heute Gruppen aussehen, in deren Lebensvollzügen sich Gemeinschaft und Diakonie organisch verbinden?

Der Untertitel dieser Tagung richtet die Aufmerksamkeit auf die Frage, wer es eigentlich ist, wer es sein soll, der diakonische Praxis entfaltet: »Gemeinden diakonisch entwickeln«. Wie würde eine diakonisch entwickelte Gemeinde aussehen? Was braucht es dazu? Lassen Sie mich dazu zunächst ein paar Blicke in die Geschichte tun, damit wir nicht im luftleeren Raum überlegen!

1. Die frühe Christenheit

Der amerikanische Soziologe Rodney Stark hat sich mit der Frage beschäftigt, woran es lag, dass die frühe Christenheit des römischen Reiches solch ein rasantes Wachstum aufzuweisen hatte.¹ Auf seiner Suche nach den entscheidenden Faktoren stößt er neben anderem auf die großen Seuchen, denen auch die hoch entwickelte römische Medizin nichts entgegenzusetzen hatte. So wurde beispielsweise ab dem Jahre 165 n. Chr. das römische Reich von einer Epidemie heimgesucht, bei der es sich möglicherweise um das erste Auftreten der Pocken gehandelt hat. Sie wütete 15 Jahre und raffte ein Viertel bis ein Drittel der Bevölkerung des römischen Reiches hinweg, im Jahre 180 schließlich auch Kaiser Mark Aurel. Das sind Prozentsätze, die mit der mittelalterlichen großen Pest von 1350 vergleichbar sind. Und diese Seuche war kein Einzelfall.

Entscheidend war nun, dass die Christen auf diese Seuchen anders reagierten als die Heiden. Das normale antike Verhaltensmuster war, dass jeder, der es sich leisten konnte, die Städte verließ und versuchte, auf einem Landgut der Seuche zu entkommen. Die ersten, die dies taten, waren die Ärzte und die Oberschicht, so dass die normale Ordnung zusammenbrach und auch die Kranken starben, die schon bei einem Minimum an Pflege und Versorgung überlebt hätten.

Im Unterschied dazu verfügten die Christen über ein anderes Weltbild und über andere Verhaltensmuster, die ihnen erheblich bessere Überlebenschancen boten. Christliche Gemeinden kümmerten sich um ihre Kranken. Sie versorgten sie mit Essen und Trinken und pflegten sie. Dabei starben zwar auch Helfer, aber insgesamt waren ihre Aussichten, die Seuche zu überstehen, wesentlich besser. Darüber hinaus kümmerten sie sich um ihre kranken heidnischen Nachbarn, wodurch auch diese nicht selten für den christlichen Glauben gewonnen wurden.

1 Rodney Stark: Der Aufstieg des Christentums. Neue Erkenntnisse aus soziologischer Sicht (Beltz Verlag)

Diese Bewährung angesichts von Epidemien war aber nur möglich, weil die dahinter liegenden Grundmuster schon lange vorher in den Genen der Gemeinden verankert und in einer langen Geschichte der Solidarität eingeübt worden waren. Die Umwelt der frühen Gemeinden waren vor allem die großen Städte, und diese Städte waren auch ohne Epidemien schon ein höchst riskantes Umfeld.

Die meisten Familien bewohnten mit ihren Haustieren Einraumwohnungen in vielstöckigen Mietskasernen ohne Kamine, Wasserleitungen und Kanalisation. Die Einwohnerdichte war dreimal so hoch wie in New York heute, die Nachttöpfe wurden auf die Straße entleert, wo sich ihr Inhalt über Abfall und Tierkadaver ergoss, darunter gelegentlich auch die Leiche eines ausgesetzten Säuglings (vor allem Mädchen, bei Missbildungen auch Jungen). Wer nach Anbruch der Dunkelheit noch das Haus verlassen wollte, dem riet der römische Schriftsteller Juvenal, Leibwächter mitzunehmen oder vorher sein Testament zu machen. Menschen aus aller Herren Länder mit ihren Kulturen und Wertsystemen lebten nebeneinander, ohne dass sie wirkliche Gemeinsamkeit entwickelten.

Das war die Umgebung, in der das Christentum als Stadtreligion geboren wurde. Weil die christlichen Gemeinden die Grenzen zwischen unterschiedlichen Kulturen ebenso überwinden konnten wie die tiefe Kluft zwischen unterschiedlichen sozialen Schichten, weil entwurzelte Menschen dort ein funktionierendes soziales Netz fanden und sich dadurch weniger aggressiv und kriminell behaupten mussten, weil Streit durch Vergebung und notfalls auch durch ein paar ernste Mahnungen der Ältesten beigelegt wurde², weil die Würde von Frauen geschützt und Mädchen nicht schon im Kindesalter verheiratet wurden – deshalb waren die Gemeinden Evangelium, »gute Nachricht«, für das stets vom Kollaps bedrohte Leben der Metropolen. Das Zentrum dieser Bewegung war der gastfreundliche Tisch, an dem sie den neuen Bund Jesu immer wieder aktualisierten. Dort lernten Menschen ein Weltbild und dazu passende Verhaltensmuster, die es ihnen ermöglichten, auch im Chaos der Städte im Frieden miteinander zu leben. Und wenn dann die Seuchen über die Städte des Mittelmeerraumes herein brachen, dann standen gedankliche und praktische Ressourcen bereit, die es den christlichen Gemeinden erlaubten, auch diese Krise zu bestehen.

Es waren Gemeinden, die nicht erst diakonisch entwickelt werden mussten, weil Gemeinde und Diakonie schon in ihren Genen nicht auseinander zu nehmen waren. Waren die Gemeinden missionarisch? Waren sie diakonisch? Waren sie spirituell? Waren sie sozial engagiert? Diese Unterscheidungen machen im frühen Christentum wenig Sinn.

Der römische Kaiser Julian, der als letzter versuchte, das Christentum zurückzudrängen, hatte erkannt, dass er dieser Bewegung etwas Vergleichbares entgegensetzen musste. Er forderte deshalb die Priester der heidnischen Tempel auf, sich ebenfalls um die sozialen Belange der Menschen zu kümmern. In heutiger Terminologie würde man sagen: er versuchte, Werte zu propagieren. Das konnte aber nicht funktionieren, weil diese Werte der Theologie des Heidentums künstlich aufgepfropft waren. Dass Gott Liebe ist, dass er auf der Erde sein Volk aus völlig normalen Menschen jeder Kultur und Schicht sammelt und dass sich seine Liebe im Verhalten seines Volkes widerspiegelt, das war für die heidnische Weltanschauung fremd.

Halten wir also fest, was wir von der frühen Christenheit lernen können:

- Eine diakonische Gemeinde braucht eine gute Theologie.
- Diakonie braucht eine Trägergruppe, ein Subjekt, ein »Volk«, das diese Theologie lebt und die entsprechenden Verhaltensmuster, die entsprechende Kultur entwickelt.
- Diakonische Wirksamkeit ist nur im Gesamtpaket zu haben.

2 Ich übernehme hier Formulierungen aus einem unveröffentlichten Manuskript von Peter Aschoff.

2. Mittelalter: die monastische Bewegung

Wir machen einen großen Sprung in das europäische Mittelalter. Die römisch-christliche Zivilisation wurde in den Wirren der Völkerwanderung zerstört. Europa zerfiel in viele kleine Herrschaftsbereiche, die alten Götter meldeten sich noch einmal zurück und gingen unübersichtliche Verbindungen mit christlichen Glaubensresten ein. Erst allmählich brachten Missionare den christlichen Glauben zurück in die ehemals christlichen Gebiete Europas – und darüber hinaus. In der ersten Welle waren es vor allem die irischen Mönche, die aus ihrer von der Völkerwanderung verschonten Heimat auf den Kontinent kamen (Columban, Gallus ...). Ein zweiter Schub ist mit dem Namen Bonifatius verbunden (auch er kam von den britischen Inseln). Schließlich folgte die ziemlich gewaltsame Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen.

Zentrales Instrument dieser Bewegung waren die Klöster. Sie bildeten ein Netz von Stützpunkten christlicher Kultur, wo nicht nur der Glaube gelebt, sondern auch die Kunst des Lesens und Schreibens geübt und gelehrt wurde. In den Klöstern wurden das noch vorhandene Wissen der Antike gesammelt und tradiert. Dazu gehörte auch praktisches Wissen über Landwirtschaft, Medizin und Technik. Im Harz, 100 km von meiner Gemeinde entfernt, leistete das Kloster Walkenried Pionierarbeit bei der Entwicklung des Bergbaus. Dort wie anderswo wurde unwegsames wüstes Land zu blühenden Landschaften. Karl der Große gründete gezielt Klöster, um seine Länder zu entwickeln. Getragen vom Rhythmus des Gebets sorgten diese Gemeinschaften dafür, dass Europa allmählich die dunklen Jahrhunderte überwand.

Und natürlich wurde in den Klöstern Gastfreundschaft geübt: Reisende wurden aufgenommen, Behinderte fanden eine Heimat, erste Spitäler entstanden, Arme wurden gespeist und bekleidet, Kranke gepflegt. In der Karolingerzeit dürfte mehr als ein Viertel, in Notzeiten mehr als die Hälfte der Bevölkerung zu diesen Armen gehört haben.³ Der von den Klöstern erworbene Wohlstand floss zum mehr oder weniger großen Teil in diese diakonische Praxis.

Und auch hier kann man wieder fragen: waren diese Gemeinschaften eher liturgisch geprägt oder sozial, ging es um Bildung oder ging es um Entwicklung, waren sie missionarisch oder diakonisch? Aber die Frage ist sinnlos. Auch wenn von Konvent zu Konvent, von Orden zu Orden die Schwerpunkte andere waren: es waren geistlich geprägte Gemeinschaften, deren Glaube und Kultur es ihnen erlaubte, der Gesellschaft auf umfassende, integrierte Weise entscheidende Dienste zu leisten. Vielleicht würde man sie heute »Leuchttürme« nennen, die auf ihre Umgebung richtungweisend und inspirierend wirkten.

Übrigens kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Niedergang der Klöster damit zusammen hängt, dass sie in späteren Zeiten der Gesellschaft mehr nahmen als gaben, und dass auch innerhalb der Klostersgemeinschaften keine Gleichheit mehr herrschte. Das thüringische Kloster Volkenroda z.B. wurde im Bauernaufstand von 1525 sofort zerstört, weil es sich durch besonders hohe Pachten verhasst gemacht hatte. Und in vielen Klöstern überließen die Mönche und Nonnen die Arbeit immer mehr den Knechten und Mägden, während sie sich selbst weiterhin die Leitung vorbehielten. Ein entsprechendes christliches Lebensmodell für die vom Kloster abhängigen Bauern oder auch Bergknappen gab es nicht – vielleicht konnte es das damals auch noch nicht geben.

Halten wir fest, was wir aus der großen Zeit der Klöster lernen:

- Der christliche Glaube ist in der Lage, ein ganzheitliches, integriertes Entwicklungskonzept anzustoßen, das in die Gesellschaft hinein ausstrahlt. Diakonisches Handeln sollte in diesem Kontext stehen.
- Dieses Konzept braucht aber in seiner Mitte eine funktionierende, gesunde geistli-

3 Norbert Ohler: Mönche und Nonnen im Mittelalter, 100

che Gemeinschaft. Wenn die Mitte nicht mehr stimmt, wird auch die Ausstrahlung in die Gesellschaft hinein problematisch.

3. Das evangelische Pfarrhaus

Zu den Spätwirkungen der monastischen Bewegung muss auch die Reformation gezählt werden. Martin Luther entwickelte seine Theologie im Schutz einer Ordenskongregation, die sich als Reformorden zusammengefunden hatte. Und nun ist es höchst bedenkenswert, dass durch die Heirat des ehemaligen Mönches Martin Luther und der ehemaligen Nonne Katharina von Bora sozusagen das evangelische Ur-Pfarrhaus entstand, und zwar auch noch in den Räumen des ehemaligen Augustinerklosters in Wittenberg. Schaut man sich das evangelische Pfarrhaus unter diesem Blickwinkel an, so entdeckt man bemerkenswerte Kontinuitäten.

Dass Katharina Luther das Brauprivileg des Schwarzen Klosters in Wittenberg auch weiterhin kräftig nutzte, mag eine Äußerlichkeit sein. Die im evangelischen Pfarrhaus idealerweise gelebte Verbindung von geprägter Frömmigkeit, intellektuellem Austausch, hauswirtschaftlicher Produktion, seelsorgerlichem Zuspruch, kultureller Kompetenz und mildtätiger Fürsorge für Bedürftige erinnert jedoch in ihrer Gesamtheit deutlich an das integrierte Profil mittelalterlicher Klöster. Nur dass diese geistliche Zelle nun eng an die Ortsgemeinde gekoppelt war und andersherum jede Ortsgemeinde in ihrer Mitte – mit dem Pfarrhaus – ein geistliches Zentrum bekam.

Tatsächlich haben die evangelischen Pfarrhäuser kirchlich und gesellschaftlich jahrhundertlang eine enorme Breitenwirkung entfaltet. Unzählige Menschen haben in Pfarrhäusern Rat, Hilfe, geistliche Orientierung, intellektuelle Förderung und manchmal auch handfesten Schutz gefunden. In unserem Pfarrhaus haben wir z.B. vor einem Jahrzehnt ein Kirchenasyl begonnen, das nach sechs Jahren zu einem erfolgreichen Ende gefunden hat.

Dass auch in Pfarrhäusern nicht alles Gold ist, was glänzt, versteht sich natürlich von selbst. Wichtiger scheint mir aber, auf von Personen unabhängige, strukturelle Probleme dieses Modells hinzuweisen:

- im Vergleich zu einem Kloster hat das Pfarrhaus die stärkere Basisanbindung, und das ist ein Vorteil. Es ist aber auch – insbesondere in der Gegenwart – schwächer als ein Kloster: personell, wirtschaftlich und durch seine Abhängigkeit von der Gemeinde und der kirchlichen Obrigkeit. Gerade im diakonischen Handeln stößt man heute als Pfarr-Kleinfamilie mit berufstätiger Pfarrfrau und ohne früher selbstverständlich verfügbare Dienstboten schnell an die Belastungsgrenzen.
- Schwerer wiegt eine Schwäche, die das Pfarrhaus mit dem Kloster teilt: dieses Modell ist nicht beliebig reproduzierbar. Weder früher noch heute ist vorgesehen, dass die geistliche Gemeinschaft »Pfarrhaus« wächst und auch für die Gemeinde zum nachahmbaren Rollenmodell wird. Damit bleibt die Reichweite des Pfarrhauses notwendig begrenzt – in der diakonischen Dimension wie in allen anderen.
- Dies ist um so problematischer, weil das Pfarramt de facto nach dem Delegationsprinzip funktioniert: die Gemeinde delegiert ganzheitliche christliche Praxis an den beamteten Christentumsprofi (und seine Familie) und wundert sich anschließend, dass diese Praxis nicht so kraftvoll und weitreichend ist, wie man es doch nach dem biblischen Zeugnis eigentlich erwarten müsste.
- Die Einrichtung spezialisierter diakonischer Dienste auf übergemeindlicher Ebene entlastet zwar das Pfarrhaus, ist aber keine wirklich überzeugende Lösung dieses Problemknotens.

Halten wir also fest, was wir vom evangelischen Pfarrhaus lernen können:

- Jede (volkskirchliche) Gemeinde braucht in ihrer Mitte einen geistlichen Kern
- Das evangelische Pfarrhaus ist zwar eine geniale Notlösung, seine Kraft ist aber strukturell begrenzt (und zwar unabhängig vom persönlichen Profil seiner Bewohner).
- Damit ist zumindest unter den gegenwärtigen Konditionen auch die Kraft der Gemeinde begrenzt, nicht zuletzt in der diakonischen Dimension.

4. Die Schwesternschaften des 19./20. Jahrhunderts

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Schwesternschaften des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie wurden gegründet als Antwort auf soziale Probleme, die die Kapazitäten des Pfarrhauses und damit der Parochie bei weitem überstiegen. Theodor Fliedner und andere sahen völlig zu Recht, dass für diakonische Antworten auf Probleme dieser Größenordnung auch neue Trägergruppen aufgebaut werden mussten. Das von ihnen entwickelte Modell der Mutterhaus-Diakonie ist in gewisser Weise ein Rückgriff auf das ältere Konzept des Klosters als einer größeren Gemeinschaft, die die Trägerschaft von diakonischen, wirtschaftlichen und erzieherischen Einrichtungen übernimmt. Dieses Modell teilt damit aber auch die oben beschriebenen Probleme des monastischen Modells. Ich sehe mich hier allerdings nicht in der Lage, eine Antwort auf die Frage zu geben, warum dieses Konzept zwar vom Start weg ein Erfolgsmodell wurde, nach etwa einem Jahrhundert aber seine Dynamik verloren hat.

Lernen kann man aber auch hier, dass die zentrale Frage immer wieder die nach der geistlichen Trägergruppe diakonischen Handelns ist. Wer kommt als Trägergruppe, als Subjekt diakonischen Handelns in Frage, wie muss diese Trägergruppe organisiert sein und von welcher Theologie und Kultur ist sie geprägt?

5. Die Gemeinde als Trägergruppe diakonischen Handelns

Nicht nur, weil es das Thema dieser Tagung nahelegt, sondern aus Überzeugung möchte ich für die Ortsgemeinde als Trägergruppe diakonischen Handelns plädieren.

Der »normale« Weg, wie man dieses häufig vernommene Postulat nun umzusetzen versuchen würde, ginge so: wir legen den Ortsgemeinden zu allen anderen Aufgaben auch noch ihre diakonische Verpflichtung ans Herz, wir setzen Diakoniebeauftragte ein, wir überlegen, welcher Bedarf im lokalen Umfeld wohl bestehen könnte und suchen Menschen, denen das ein Anliegen ist und die gern bei einem neuen Arbeitszweig mitarbeiten würden, wir vernetzen sie mit anderen solchen Gruppen im Kirchenkreis, wir schulen und beraten sie.

Dieser Weg trägt, wenn er auch mühsam zu beschreiten ist, irgendwann durchaus seine Früchte. Trotzdem möchte ich die Aufgabe anders angehen und fragen: wie müssen eigentlich Ortsgemeinden ticken, damit sie schon mit ihrer normalen Existenz, auch ohne den Aufbau eines speziellen Arbeitszweiges, eine diakonische Wirksamkeit entfalten können? Und wie ist es andererseits möglich, das Delegationsprinzip zu vermeiden, durch das wir die Aufgabe, ganzheitlich Gemeinde zu sein, an das Pfarrhaus, den kirchlichen Apparat und/oder eine Initiativgruppe übertragen (und die kriegen es auch nicht hin)?

Ich orientiere mich damit stärker am Modell der frühchristlichen Gemeinden als am Modell des Klosters oder des evangelischen Pfarrhauses. Aber es geht mir nicht in erster Linie um strukturelle, organisatorische Fragen. Die sind auch wichtig, sehr sogar, und dazu sage ich nachher auch noch etwas. Es geht mir zuerst um die Frage nach den theologischen Grundlagen und den Verhaltensmustern, die unsere Gemeinden prägen. Die waren in der frühen Christenheit das entscheidende Potential. Wie sieht das bei uns aus?

Lassen Sie mich die Frage plakativ und ein bisschen alarmistisch so stellen: wenn die nächste weltweite Epidemie einmal nicht mehr so harmlos ausfällt wie die Schweine- oder Vogelgrippe – gibt es dann in deiner Gemeinde jemanden, der kommt um dich zu pflegen, auch auf die Gefahr hin, dass er sich selbst ansteckt? Gibt es dann in Ihrer Gemeinde eine Theologie, die zu dieser Situation etwas sagen kann? Haben wir Verhaltensmuster, die auch dann noch funktionieren und helfen? Gibt es in unseren Gemeinden eine Verbundenheit, die auch dann noch standhält? Das ist die Beziehungsqualität, die den frühen Christen ihre Durchschlagskraft gegeben hat, und wir sollten nicht erwarten, dass wir eine ähnliche Kraft erleben, ohne diesen Preis an Verbindlichkeit zu zahlen.

Rodney Stark schreibt über die frühen christlichen Gemeinden, dass sie angesichts der Seuchen Antworten hatten, wo die heidnischen Tempel und die liberale stoische Philosophie ratlos waren. Einfache Durchschnittsmenschen verfügten über theologische wie praktische Antworten, die es ihnen erlaubten standzuhalten, wo die offiziell Verantwortlichen längst die Flucht ergriffen hatten. Erst vor diesem Hintergrund ist die Kraft dieser Gemeinden verständlich, und wir sollten nicht ohne diesen Hintergrund eine vergleichbare Wirksamkeit erwarten. Wir müssen erst anders werden, bevor wir einen anderen Output erwarten können.

Ich frage deshalb nach den christlichen Basics, nach einer christlichen Normalität, die wichtiger ist als Geld und Organisationsstrukturen. Man lernt diese Basics in der Regel aber nicht schon dadurch, dass man sein Berufsleben in der Organisation Kirche zubringt. Und erst wenn diese Basics sich auch bei den normalen Mitgliedern eingewurzelt haben, sind die in der Lage, eine ganzheitliche Gemeindepraxis mitzutragen, die dann auch zu diakonischer Wirksamkeit führt.

Für das, was ich bisher mit Begriffen wie »Basics«, »theologische Grundlage« oder »Verhaltensmuster« anzupeilen versucht habe, möchte ich jetzt als Oberbegriff das Wort »Kultur« wählen: »Kultur« im Sinne von kirchlicher Organisationskultur oder Gemeindekultur. Diese Kultur steht in der Mitte zwischen Theologie und Praxis, sie ist das oft übersehene Bindeglied dazwischen. Organisationskultur ist nicht Theologie, aber sie entscheidet darüber, wie wir biblische oder theologische Sätze hören und umsetzen. Dass uns z.B. beim Wort »Verkündigung« vermutlich eine Kanzel mit einem darauf befindlichen Menschen im schwarzen Talar einfällt, ist von der Bibel und von der Theologie her keineswegs zwingend, sondern es ist ein Beispiel dafür, wie wir Theologie von unserer gewohnten kirchlichen Kultur aus hören. Gleichzeitig entscheidet diese Kultur darüber, was eine Gemeinde oder Organisation erreichen kann oder nicht. Vor allem über die Organisationskultur, weniger über die Theologie kommuniziert eine Organisation ihre Inhalte. Menschen reagieren vor allem auf die Kultur einer Gemeinde, und weniger unmittelbar auf ihre Theologie.

6. Eine veränderte Gemeindekultur

Ich möchte deshalb einige Elemente einer ganzheitlichen kirchlichen Kultur nennen, von denen ich glaube, dass sie unsere Möglichkeiten enorm erweitern, wenn wir gezielt an ihnen arbeiten. Diese Elemente sind einerseits biblisch fundiert und andererseits mit Blick auf die Gemeindepraxis formuliert, nicht zuletzt mit Blick auf meine eigene. Das heißt nicht, dass dies alles bei uns erreicht wäre, aber es ist andererseits kein bloß am grünen Tisch entworfenes Idealbild, sondern eine realistische Perspektive, an der wir durchaus schon mit einigem Erfolg gearbeitet haben.

Der erste Gesichtspunkt dabei ist: **Lebensgemeinschaft**

Bei allen von mir beschriebenen Modellen diakonischer Ausstrahlung stand im Hintergrund eine Lebensgemeinschaft. Weniger reicht anscheinend nicht. Das muss nicht klostermäßig organisiert sein, aber ohne Menschen, die verbindlich miteinander unterwegs sind, auch mit einer längerfristigen Perspektive, geht es nicht. Nur so kann überhaupt eine Kultur ei-

gener Art entstehen. So können auch Problemfälle über längere Zeit mitgetragen und bearbeitet werden.

Vor allem überwinden wir erst so die Kluft zwischen Helfern und Klienten jeder Art. Aus Hilfsbedürftigen sollen ja Aktive werden. Nur eine Lebensgemeinschaft, in der man sich ernsthaft auf Menschen einlässt, die in einer sozialen Einrichtung Klienten oder Kunden wären, kann das leisten. Die Gemeinde ist von Haus aus eine Alternativgesellschaft mit heilender Kraft.

Wir arbeiten bei uns mit der Organisationsform des sogenannten »Clusters« - eine Gruppe mittlerer Größe, etwa 20-50 Personen, die noch einmal in Untergruppen aufgeteilt wird. Diese Gruppe ist so groß, dass sie wesentlich mehr Außenwirkung entfalten kann als ein Hauskreis, andererseits ist sie aber noch klein genug, um nicht anonym zu sein. Vor allem kann man durch Untergruppen sehr flexibel reagieren. Als bei uns z.B. zeitweise Mitglieder eines Wohnheims für Menschen mit psychischen Krankheiten auftauchten, haben wir eine extra auf sie zugeschnittene Gruppe gebildet. Auch unterschiedlichen Altersgruppen kann man so gerecht werden: sie haben, wenn nötig, ihre eigene Untergruppe und gehören trotzdem zu der größeren Gemeinschaft dazu.

Der zweite Gesichtspunkt: **Bekenntnisgebundenheit**

Ich habe lange überlegt, wie ich das nennen soll, aber mir ist nichts Besseres eingefallen als diese zugegeben missverständliche Bezeichnung. Gemeint ist eine Haltung, in der die gemeinsame Grundlage nicht immer wieder neu problematisiert wird, sondern selbstverständliche Basis ist. Wer in kritischen Situationen bestehen will – ich erinnere an das Seuchen-Kriterium – muss wissen, weshalb er nicht wegläuft, sondern hinläuft. Und das muss schon lange vorher geklärt sein.

Wir sorgen deshalb für eine Kultur, zu der ganz selbstverständlich Gebet gehört. Wir trainieren den Umgang mit der Bibel – ich bin im Augenblick begeistert von der Methode des Bibelteilens, die ein ziemlich wirksames Mittel gegen Dauerredner und eine dogmatische Bibelauslegung ist. Sie ist bei uns inzwischen fester Bestandteil unserer Gruppenkultur geworden.

Eins der entscheidenden Vorteile dieser Art von Bekenntnisgebundenheit ist übrigens, dass sie Milieuverengung verhindert. Die frühe Christenheit war die einzige Gruppierung, die es schaffte, sämtliche Segmente der antiken Gesellschaft zu integrieren. Sie konnte das nur auf der Basis eines starken Bekenntnisses. Und auch wir schaffen es nur auf dieser Basis, die Milieugrenzen aufzubrechen. In meiner Kleingruppe sitzen z.B. Menschen mit völlig unterschiedlichen Bildungshintergründen beieinander, und das geht nur mit einer klaren übergreifenden Identität.

Der dritte Gesichtspunkt: **Ganzheitlichkeit**

Wenn wir innerkirchlich zu erklären versuchen, wie wir arbeiten, dann merkt man, wie unsere Gesprächspartner alle möglichen Schubladen durchprobieren, wo wir wohl reinpassen könnten. Neulich sagte jemand: jetzt habe ich verstanden, Ihr besonderes Profil ist die Spiritualität. Und wir fühlten uns missverstanden, weil wir natürlich so etwas wie Spiritualität pflegen, aber man könnte uns auch mit gutem Grund als diakonische Gruppe bezeichnen. Man könnte auch sagen, dass wir eine Lebensstil-Gruppe sind, weil wir uns längere Zeit mit Massentierhaltung und fairem Handel beschäftigt haben. Man könnte auch sagen, dass wir eine Selbsthilfe-Gruppe sind, weil immer mal wieder Lebensprobleme unserer Mitglieder im Mittelpunkt stehen. Oder eine seelsorgerliche Gruppe. Oder eine Nachbarschaftshilfe-Gruppe. Und genauso tun wir einiges für die Bildung unserer Leute. Vielleicht gründen wir auch eines Tages eine Firma, um Arbeitsplätze zu schaffen. Natürlich haben wir immer mal wieder einzelne Schwerpunkte, aber wir wollen bewusst all diese Möglichkeiten zusammenhalten und ganzheitlich bleiben – mindestens innerhalb des Clusters. Wir wollen keine Ein-Themen-Gruppe werden. Wir wollen nicht in eine Lage kommen, wo Spi-

ritualität und Politik, Seelsorge und Aktion, Bibelarbeit und Lebensstil in ein unfruchtbares und unberechtigtes Gegeneinander geraten. Inhaltlich wären wir uns wahrscheinlich schnell einig, dass das alles zusammengehört, aber das muss auch organisatorisch umgesetzt werden.

Der vierte Gesichtspunkt: **Hinwendung zur Realität**

Dazu erzähle ich am besten ein Beispiel. Wir haben bei uns ein sechsjähriges Kirchenasyl durchgezogen, aber nicht als isolierte Pfarrfamilie, sondern wir hatten diese Gruppe, die das mit uns zusammen getragen hat. Wir haben miteinander deutsche Verwaltungsgerichtssäle von innen erlebt, kurdische Hochzeiten und die Quartiere von Menschen »mit Migrationshintergrund«, die für uns bis dahin unbekanntes Gelände waren. Wir haben uns eine Woche lang bei der Wache abgewechselt, als der Familienvater akut suizidgefährdet war. Und wir haben miteinander unter den Bäumen des Pfarrgartens gefeiert, als die Familie endlich wieder ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen konnte.

Und das ist für unsere Gruppe eine unheimlich heilsame Erfahrung gewesen, zu erleben, dass christlicher Glaube nicht ein nettes Hobby ist, das man ergreift, wenn man eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung sucht, sondern dass Glaube auf einmal zu einer Frage von Leben und Tod werden kann. Es war unheimlich heilsam, real zu werden und dann zu erleben, dass Spiritualität nicht eine exotische Spielwiese ist für Leute, die sonst schon alles haben, sondern eine grundlegende Voraussetzung, um uns der Realität zuzuwenden und das Ganze durchzuhalten.

Der fünfte Gesichtspunkt: **Experimentierfreude**

Wir erleben, wie die Veränderungen in der Weltgesellschaft und in der Lebenswelt der Menschen ihr Tempo immer noch beschleunigen. Wenn man nur einmal daran denkt, was alles im Jahr 2011 passiert ist: der arabische Frühling, Fukushima, die verschiedenen Finanzkrisen – dramatische Politikerrücktritte sind demgegenüber höchsten noch Fußnoten.

Diese rasanten Veränderungen führen dazu, dass sich eine christliche Gemeinschaft nicht mehr an einem festen Bild von Gruppe oder Gemeinde orientieren kann, egal, ob das aus der Vergangenheit oder einer erwarteten Zukunft stammt. Stattdessen brauchen wir die Fähigkeit, uns immer wieder neu zu erfinden, und zwar gemeinsam mit allen Mitgliedern. Wir machen deshalb regelmäßig Planungsabende, wo wir mit allen überlegen: wo stehen wir jetzt und wie kann es weitergehen? Das heißt nicht, dass wir auf jeden Trend aufspringen. Wir schauen: was passt zu uns? Aber es ist unser Ziel, nötigenfalls schnell reagieren zu können.

Der sechste Gesichtspunkt: **Geringe Neurotizität**

Neurotizität ist zunächst einmal ein Begriff zur Beschreibung einer Persönlichkeitsdimension⁴. Hier dient der Begriff aber zur Kennzeichnung einer Gruppenkultur, in der Launen, Empfindlichkeiten, Rivalitäten, Misstrauen und ähnliches auf einem möglichst niedrigen Niveau gehalten werden. Jeder weiß, dass so etwas sonst schnell die Kraft einer Gruppe zerstören kann.

Es ist wichtig, dass die Leitung einer Gruppe es als wichtige Aufgabe ansieht, den Neurotizitätspegel niedrig zu halten - z.B. indem das Problem schon vorbeugend thematisiert wird, bevor es akut wird.

Der siebte Gesichtspunkt: **Gastfreundschaft**

Gastfreundschaft ist sozusagen die diakonische Grundbewegung: Menschen in eine Umgebung aufzunehmen, in der sie Schutz, Fürsorge und Beteiligung erfahren. Nicht umsonst ist der Abendmahlstisch das Zentrum der Gemeinde. Gastfreundschaft spiegelt Gottes Freundlichkeit wider, der uns in seiner Schöpfung willkommen heißt und uns mit der Fülle seines Segens beschenkt.

⁴ Thomas Saum-Aldehoff: Big Five. Sich selbst und andere erkennen

Wir haben bei uns regelrecht trainiert, wie wir als Gruppe gute Gastgeber sein können. Die Fähigkeiten, die man dazu braucht, stellen einen wichtigen Teil unserer Gruppenkultur dar. Und wir haben durch das Kirchenasyl noch einmal gelernt, wie in vielen anderen Kulturen eine sehr intensive Form der Gastfreundschaft ganz selbstverständlich ist.

Wir könnten das noch fortsetzen. Aber ich denke, es reicht, um zu zeigen, was ich meine. Es geht um eine Kultur, die es Christen und Gemeinden leicht macht, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die auch den Einzelnen trägt und es ihm ermöglicht, Dinge zu tun, die er ohne diese Stütze der Kultur nicht tun könnte. Das ist wichtiger als Geld und Strukturen. Und es ist möglich, eine Kultur zu bauen, die das diakonische Potential von Gemeinden ebenso zur Geltung bringt wie das spirituelle, das seelsorgerliche oder das Potential für Erwachsenenbildung.

Das bedeutet: Gemeindeführung geschieht zu einem sehr großen Teil als Arbeit an der Kultur einer Gemeinde. Langfristig ist die Weiterentwicklung und Beeinflussung der Kultur durch viele kleine Maßnahmen entscheidender als die großen, manchmal dramatischen Entscheidungen in Einzelfällen. Kulturarchitektur ist eine, ja die zentrale Leitungsaufgabe.